

## **Namen und Geschlechter**

# **Linguistik – Impulse & Tendenzen**



Herausgegeben von  
Susanne Günthner, Klaus-Peter Konerding,  
Wolf-Andreas Liebert und Thorsten Roelcke

## **Band 76**

# **Namen und Geschlechter**



Studien zum onymischen Un/doing Gender

Herausgegeben von  
Damaris Nübling und Stefan Hirschauer

**DE GRUYTER**

ISBN 978-3-11-058685-5  
e-ISBN (PDF) 978-3-11-058912-2  
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-058696-1  
ISSN 1612-8702

**Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

**Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek**

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the Internet at <http://dnb.dnb.de>.

© 2018 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston  
Printing and binding: CPI books GmbH, Leck  
♻️ Printing on acid free paper  
Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

## Vorwort und Danksagung

Dieser Band geht auf eine transdisziplinäre Tagung zurück, die unter dem Titel "Rufnamen als soziale Marker: Namenvergabe und Namenverwendung" am 14. und 15. September 2015 an der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur abgehalten wurde. Versammelt waren VertreterInnen verschiedener Disziplinen wie der Onomastik, Linguistik, Soziologie und Geschichtswissenschaften. Da Rufnamen besonders häufig Geschlechtshinweise enthalten, befassten sich die meisten Vorträge mit der onymischen Geschlechterdifferenz. Dieser Band enthält eine Auswahl dieser genderonomastischen Beiträge, die durch einige zusätzlich eingeworbene ergänzt wurde. Andere, ethno-, sozio- und politonomastisch ausgerichtete Beiträge sind 2017 in einem Sonderheft der "Beiträge zur Namenforschung" erschienen (BNF 52, Heft 3).

Überraschenderweise gehören Rufnamen als die individuellste Personennamensorte in der Onomastik immer noch zu den kaum erforschten Namenklassen. Dass wir so wenig über sie wissen, dürfte vor allem daran liegen, dass man auf die Expertise der angrenzenden Disziplinen angewiesen ist. Nur mit ihrer Zusammenarbeit ist die Bedeutung dieser Namen für die Benannten, für die (meist elterlichen) Benennenden sowie die Namenverwender zu verstehen. Wie keine andere Namenart indizieren Rufnamen mehrere soziale Differenzen gleichzeitig, es sind *Sozionyme* (Friedhelm Debus). Anders als Familiennamen, die üblicherweise über Generationen hinweg vererbt werden, unterliegen Rufnamen dem ständigen Zugriff durch die Namengeber und damit auch ihren sozialen Zugehörigkeiten, Einstellungen, Überzeugungen und Wünschen für das Kind. Für die Benannten bedeutet die postnatale Benennung eine meist lebenslange Fremdkategorisierung, die auch mit Erwartungen an ihr Leben befrachtet sein kann. Dass Rufnamen darüber hinaus auch gesellschaftliche Zustände und Veränderungen spiegeln, ist gerade für die 'Masterkategorie Geschlecht' so bislang nie in den Mittelpunkt gerückt worden. Diesem Defizit abzuhelpfen, ist Anliegen dieses Bandes.

Lena Deubel, Andreas Klein und Lena Späth danken wir sehr für das fachkundige Layout bei der Erstellung des Bandes, dem de Gruyter Verlag für die Aufnahme in diese Reihe und Daniel Gietz für die engagierte verlagsseitige Unterstützung.

Mainz, im Dezember 2017  
Damaris Nübling, Stefan Hirschauer



# Inhalt

Stefan Hirschauer und Damaris Nübling

**Sprachen sprechen, Namen nennen, Geschlecht praktizieren – oder auch nicht — 1**

## Erst- und Umbenennung

Inga Siegfried

**Personennamen als verkörperte Wissensansprüche — 29**

Miriam Schmidt-Jüngst

**Der Rufnamenwechsel als performativer Akt der Transgression — 45**

Anika Hoffmann

**Protonamen und die sprachliche Personalisierung Ungeborener — 73**

Anne Zastrow

**Die (Ir-)Relevanz von Geschlecht bei Pränatalnamen — 103**

## Benennungen in Beziehungen

Petra Ewald und Laura Möws

**Zur Verwendung inoffizieller Personennamen in Glückwunsch- und Gratulationsanzeigen — 131**

Antje Dammel, Yvonne Niekrenz, Andrea Rapp und Eva L. Wyss

**Muckelchen oder Süßer? Onymische Gender-Konstruktionen bei Kosenamen im Liebesbrief — 157**

Simone Busley und Julia Fritzingler

**Em Stefanie sei Mann – Frauen im Neutrum — 191**

## Geschlechtertransgression und Geschlechterindifferenz

Christof Rolker

**Nachbenennungen über die Geschlechtergrenze — 215**

**VIII — Inhalt**

Damaris Nübling

***Luca und Noah* – Das phonologische Degendering von Jungennamen seit der Jahrtausendwende — 239**

Mirjam Schmuck

**Deutsche und niederländische Unisexnamen — 271**

Katharina Leibring

**Swedish teenagers' attitudes on unisex and gender-crossing first names — 303**

**Index — 327**

Stefan Hirschauer und Damaris Nübling

# Sprachen sprechen, Namen nennen, Geschlecht praktizieren – oder auch nicht

## 1 Zeichensysteme, Marker und Indices

Thema dieses Bandes sind die engen Zusammenhänge zwischen Namen und Geschlechtern: die große Bedeutung des Systems der Personennamen für die kulturelle Herstellung der Geschlechterdifferenz. Sein Gegenstand ist also einerseits – mit den Namen – ein Ausschnitt aus einem bestimmten Zeichensystem (der Sprache), andererseits – mit der Geschlechtszugehörigkeit – ein bestimmter Fall von kultureller Klassifikation und sozialer Zugehörigkeit (Hirschauer 2017). Alle sozialen Teilungen – auch die nach Nationalität, Ethnizität, ‚Rasse‘, sozialer Klasse, Altersgruppen, Konfessionen usw. – sind darauf angewiesen, dass sie in multiplen Zeichensystemen dargestellt und kommuniziert werden. Es gäbe keine Frauen und Männer (sondern nur Weibchen und Männchen), gäbe es nicht eben diese sprachlichen Kategorien und viele weitere sprachliche Marker sowie andere kulturelle Indizes (etwa in Kleidung und Verhalten), über die die Geschlechtszugehörigkeit in der Kommunikation zum Ausdruck gebracht und in Sekundenbruchteilen erfasst werden kann. Es könnte dabei sinnvoll sein, innerhalb der Zeichen sozialer Zugehörigkeit *Marker* als spezifische Kennzeichen im Rahmen von Zeichensystemen (ein Personalpronomen, ein geschlechtlich exklusives Kleidungsstück) von *Indices* als orientierenden Hinweisen im Rahmen von Verhaltensstilen (einer Art des Redens und Handelns) zu unterscheiden (Kotthoff 2012, Franz/Günthner 2012, Auer 2017).

Werfen wir zuerst einen kurzen Blick auf die nicht-sprachlichen Zeichensysteme. Die primäre Darstellung der Geschlechtszugehörigkeit läuft außerhalb der Sprache: durch die vestimentären Zeichen des Outfits, durch die Haartracht und durch das „rituelle Idiom“ (Goffman 1976) unserer Verhaltensweisen, mit denen wir durch den Gebrauch geschlechtlich codierter Körperhaltungen, Bewegungsweisen, Gesten und Gesichtsausdrücke Geschlechtszugehörigkeit zum Ausdruck bringen. Die große Bedeutung dieser nicht-sprachlichen Zeichensysteme ist schon daran erkennbar, dass jemand sein soziales Geschlecht praktisch schon verloren hat, wenn wir sie/ihn nach ihm fragen müssen oder wenn sie/er es erst sprachlich reklamieren muss. Wir erwarten, jemandes Geschlecht ohne sprachliche Begleitmelodie erkennen zu können.

Die Sprache ist aber ohne Zweifel das komplexeste und vielseitigste Zeichensystem. Es hat einen Eindeutigkeitsvorteil in der Kommunikation, der wesentlich darauf zurückgeht, dass Sprecher und Hörer bei lautlichen Zeichen eine identische sinnliche Wahrnehmung haben können, die bei visuellen Zeichen wie Körperhaltung und Gesten in der Interaktion ausgeschlossen ist (Mead 1974)<sup>1</sup>. Dieser Vorteil der Symbolentstehung in der akustischen Wahrnehmung macht auch verständlich, warum die meisten Sprachen der Welt ohne Verschriftung gut funktionieren. Gleichwohl sorgt die Schriftlichkeit natürlich für eine Steigerung der Eindeutigkeit. Dies gilt auch und gerade für die namentlichen Geschlechtszeichen, die außer in Interaktionen auch in der Schriftkommunikation zum Zuge kommen, weshalb ihre gesellschaftliche Relevanz mit der Zunahme technisch mediatisierter Kommunikation steigen dürfte.

Zwischen unseren Verhaltensidiomen und der Sprache liegt die *Stimme*, die jegliches Sprechen trägt. Unser vokales Verhalten ist einerseits so wie die Körperhaltung und Bewegungsweisen durch die materielle Struktur der Körper bestimmt (durch die Länge der Stimmbänder), andererseits wird ihr praktischer Gebrauch aber auch kulturell polarisiert (Moosmüller 2002). Dies erleichtert es, das Geschlecht trotz der faktischen Schnittmengen der Frequenzbereiche korrekt zuzuschreiben. Der Grad dieser akustischen Polarisierung variiert kulturell beträchtlich: So sprechen Japanerinnen erheblich höher als Frauen in Schweden oder den Niederlanden (Moosmüller 2002; Graddol/Swan 1989). Außerdem hat sich diese Tonhöhendifferenz in Europa und den USA historisch verringert. Wichtiger noch als die Frequenzanhebung durch Frauen bzw. -absenkung durch Männer ist die unterschiedliche Intensität der Tonhöhenvariation: Frauen nehmen stärkere Modulationen mit häufig äußerungsfinalem („fragendem“) Anstieg vor, während Männer eher monoton und äußerungsfinal abfallend intonieren. Dadurch können auch schon Kinderstimmen Geschlecht indizieren. Auch Lautstärke und Wechsel der Sprechgeschwindigkeit können Gender indizieren; die emotionaler, unsicherer bzw. kindlicher wirkende Variante wird (in Europa und Amerika) mit ‚Weiblichkeit‘ assoziiert.<sup>2</sup> Stimmfrequenzen und Stimmmodulationen gehören also zu den Erkennungszeichen einer Geschlechtszugehörigkeit.

---

<sup>1</sup> Gebärdensprachen sind allerdings vollkonventionalisiert.

<sup>2</sup> Auch Stimmqualitäten kommen zum Einsatz: Die sog. Knarrstimme (*creaky voice*), die meist äußerungsfinal auftritt, ist üblicherweise mit Männlichkeit assoziiert (Moosmüller 2002). Behauchte Stimmen (*breathy voice*) suggerieren Entspanntheit, auch Erotik, und sind bei Frauenstimmen v.a. im Fernsehen und in der Radiowerbung anzutreffen (Kotthoff 2001).

Aber wie erscheinen die ‚Geschlechter‘ nun in der Sprache und durch das Sprechen? Die Sprache existiert ihrerseits in doppelter Medialität, nämlich akustisch als Laut- und visuell als Schriftmedium. Das Sprechen geht dabei phylo- wie ontogenetisch immer dem Schreiben voraus. Dennoch nehmen die meisten schulisch gebildeten Menschen Sprache dominant als (statisches, normiertes und normatives) Schriftsystem wahr. Aber ob mündlich oder schriftlich: Sprachliche Zeichen sind mehrheitlich Symbole im Sinne arbiträrer Form-Funktions-Kopplungen, was sich unmittelbar darin zeigt, dass verschiedene Sprachen verschiedene Ausdrücke für gleiche Entitäten besitzen, etwa für einen weiblichen erwachsenen Menschen dt. *Frau*, span. *mujer*, schwed. *kvinna*.

Im Zuge der Reproduktion kultureller Klassifikationen markieren sprachliche Zeichen zahlreiche Zugehörigkeiten. Dialekte indizieren durch spezifische Lexeme, grammatische Verfahren oder phonetisch-phonologische Merkmale Regionalität (Schwaben, Provence) oder Nationalität (Schweiz, Australien), Ethnolekte Ethnizität, Soziolekte Klassenherkunft. Ebenso kann Religion oder Konfession sprachlich markiert werden, z.B. durch die Wahl, höhere Frequenz oder Meidung bestimmter Lexeme. Die Sprache ist also auf zwei grundlegenden Ebenen an der Kategorisierung von Menschen beteiligt: Zum einen als gehärtetes *Sprachsystem (langue)* mit festen Strukturen und Mustern, die allesamt durch häufige sprachliche Praktiken geprägt wurden; zum anderen durch die *Sprechpraxis*, d.h. als praktischen Gebrauch des Sprachsystems einschließlich sprachlicher Neuschöpfungen in spezifischen sozialen Kontexten.<sup>3</sup> Beide Existenzformen ermöglichen bzw. erzwingen die Markierung und Indizierung von Geschlecht, und in beiden sind auch Personennamen systematisch zu verorten.

## 2 Das Sprach- und Personennamensystem

Die zwei Bestandteile der Sprache, als System betrachtet, sind *Lexikon* und *Grammatik*. Beide haben sich über Jahrhunderte durch die Sedimentierung sprachlicher Praktiken herausgebildet und präformieren ihrerseits umgekehrt Wahrnehmungen und Kategorisierungen in alltäglicher Interaktion. Zwischen Sprach-

---

<sup>3</sup> Unter *Sprechpraxis* verstehen wir hier einen grundlegenden Begriff im Sinne von Saussures *parole*, der über die logopädische Konnotation, die Physiologie und Motorik des Sprechens hinaus auch das Sprachhandeln (Austins *doing things with words*) umfasst, der also die Sprache nicht als Struktur, sondern als ein Tun fokussiert.

system und Sprechpraxis bestehen also wechselseitige Beziehungen mit gegenseitiger Beeinflussung, was sich in permanentem semantischem und lexikalischem Sprachwandel äußert. Lebende Sprachen sind sich wandelnde Sprachen. Dabei ist das Lexikon insgesamt flexibler und anpassungsfähiger als die Grammatik, die oft sehr alte sprachliche Kategorien transportiert, geronnen in Phonetik, Morphologie und Syntax. Das Lexikon stellt historisch kurzlebige sprachliche Fertigbauteile bereit: Schwindet eine soziale Praktik und damit einhergehender Benennungsbedarf, so schwindet auch mittelfristig die Benennungseinheit. Werden etwa bäuerliche und handwerkliche Verrichtungen nicht mehr praktiziert, mindert sich auch die Gebrauchsfrequenz entsprechender Wörter bis zu ihrem Schwund (*melken, scheren, Kapaun, Öhmd*). Als grammatischer Reflex wechseln entsprechende Verben, bedingt durch sinkende Gebrauchsfrequenzen, von der komplexeren starken in die einfachere schwache Flexionsklasse (z.B. *weben/wob/gewoben* > *weben/webte/gewebt*).

Auch die Praxis der Geschlechtsklassifikation wird auf spezifische Weise durch Lexik und Grammatik getragen. Ein extremer Fall der morphophonologischen Gendermarkierung ist die indigene Sprache Koasati (USA), in der Männer an jedes Verb (nicht nur in der 1. Person) ein -s zur eigenen Geschlechtskennzeichnung anfügen und Frauen bestimmte Vokale nasalieren (Günthner/Kotthoff 1991: 30-31). Auch die Pronomen der 1. Person im Japanischen verweisen, eng verflochten mit Status, aufs Geschlecht (Akiba Reynolds 1991). Morphologisch markiert das Deutsche (und viele andere Sprachen) die Geschlechtsbinarität besprochener Personen am Personal- und Possessivpronomen in der 3. Person Singular (geschlechtsneutrale Pronomen wie beim schwedischen *hen* stehen nicht zur Verfügung). Überhaupt verweist das gesamte Genussystem im Bereich der Animata auf Geschlecht durch eine weitgehende Eins-zu-eins-Korrelation zwischen grammatischem Geschlecht und der Geschlechtskategorisierung von Personen. Diese enge Kopplung kommt auch bei Entlehnungen (*die Queen, der King*) und Wortbildungen (*die/der Angestellte, der/die Alte*) zum Zuge. Devianzen (*die Schwuchtel, das Weib*) sind von großem Ausnahmecharakter und verweisen auf ‚Verstöße‘ gegen die Geschlechterordnung (Nübling 2017a).

Lexikalisch wird das Geschlecht über genderisierte Lexeme hergestellt. Im Zentrum stehen hier natürlich die Geschlechtskategorien wie *Mann* und *Frau*, deren Etymologie tief in der Geschichte der Geschlechterbeziehungen wurzelt<sup>4</sup> und

---

<sup>4</sup> *Frau* bedeutete ursprünglich ‚Männin‘ und geht auf eine movierte Form von ahd. *frō* ‚Mann‘ zurück; das Benennungsmotiv von *Mann* ist ‚der Denkende, Geistvolle‘ (zur Etymologie weiterer Frauen- und Männerlexeme s. Kochskämper 1993).

nach einer Phase der intensiven Biologisierung im 19. Jahrhundert allmählich re-kulturalisiert wird (Frevert 1995). Weitere wichtige Kategorien sind die Verwandtschaftsbezeichnungen, vor allem *Mutter* und *Vater*, zu denen im Singular kein geschlechtsneutrales Lexem zur Verfügung steht (nur das Kompositum *Elternteil*, dessen Frequenz seit ca. 2000 an Fahrt aufnimmt). Als dem Geschlecht superordiniert erweist sich die Altersdifferenz: So kann man auf weibliche und männliche Menschen nicht mit einem Lexem zugreifen, ohne ihr ungefähres Alter kundzutun: *Frau* und *Mädchen*, *Mann* und *Junge*. Umgekehrt kann man mit *Kind* ohne zwingende Geschlechtsangabe auf ‚Alter‘ rekurren, bei *Jugendlichen* und *Erwachsenen* verweist jedoch im Singular das Genus auf deren Geschlecht.

Die Adressierungsformen *Frau* und *Herr* waren ursprünglich streng stratifiziert, „geherret“ (und gleichzeitig geihrt) wurden im 17. Jahrhundert nur Adel und Geistlichkeit (Besch 1996: 89). Nach und nach inflationierten sie zur generellen Höflichkeitsanzeige, die zumindest im Beisein oder beim Mithören der betreffenden Person auch referentiell angewandt werden müssen (zum asymmetrischen Gebrauch von *Frau* und *Herr* in der Presse siehe unten). Flankiert waren sie vom unverheirateten *Fräulein*, das als Erfolg feministischer Sprachkritik seit den 1970er Jahren beseitigt ist und heute nur noch als ‚Kellnerin‘ oder ironisierend fortlebt.

Die Wortbildung als Teil der Morphologie verbindet das Lexikon und die Sprechpraxis relativ eng: Hier werden Benennungseinheiten zusammensetzt, für die kein lexikalisches Fertigbauteil existiert, z.B. in Komposita wie *Elternteil* oder *Rabenmutter*. Auch die Derivation gehört zu den Wortbildungsprozessen, darunter Diminutiva wie *Mädchen* oder *Fräulein* und (Feminin-)Movierungen wie *Ärztin* zu *Arzt*. Wortbildungsregeln resultieren ebenfalls aus früheren Sprachgebräuchen und diese aus gesellschaftlichen Verhältnissen: Wenn es nur Feminin-, aber so gut wie keine Maskulinmovierungen gibt, kündigt diese asymmetrische Wortbildungsregel von historischer Ungleichheit in den Geschlechterverhältnissen, von Basis- und abgeleiteten Konzepten, Unmarkiertheit und Markiertheit, Vor- und Nachrangigkeit. Auch die wenigen Maskulinableitungen (*Hexe* → *Hexer*, *Witwe* → *Witwer*, *Braut* → *Bräutigam*) bestätigen vergangene Lebensrealitäten: Für Frauen waren diese Rollen historisch von existentieller, für Männer von sekundärer Bedeutung.

Die *Eigennamen* spielen bei den Beiträgen zur sprachlichen Reproduktion der Geschlechterdifferenz nun eine herausgehobene Rolle. Personennamen sind ein besonderer Teil des Lexikons, denn Namen sind Wörter ohne lexikalische Bedeutung. Ihre Hauptfunktion besteht in der (möglichst) eindeutigen Referenz auf Menschen bzw. in der Anrede derselben. Auch Personennamen indizieren dabei viele soziale Differenzen und Zugehörigkeiten zugleich, z.B. Alter (*Karl-Heinz* vs.

*Finn*), Religion (*Fatimah* vs. *Christiane*), Konfession (*Joseph* vs. *Martin*) und Schicht (*Chantal* vs. *Charlotte*). Debus (2012: 67) bezeichnet sie wegen dieser multiplen Indikationsfunktion als Sozionyme. Die Bedeutung von Personennamen reicht aber noch über diese Indikationsfunktion hinaus: Sie tragen zur Subjektivierung von SprecherInnen bei. Angesichts der generellen Arbitrarität sprachlicher Zeichen ist es eine Besonderheit von Personennamen, dass das bezeichnete Objekt den Namen auch verlässlich auf sich selbst anwenden und mit sich verbinden („seinen“ Namen aneignen) soll, und dass die Bezeichnung eine zentrale Rolle in einer sozialen Beziehung zwischen Sprecher und Referenzobjekt spielt, nämlich auf den Beziehungssinn von Namen verweist. Namen sind Wörter, durch deren Gebrauch man – andere Sprecher bezeichnend – auf diese zugreift, also über sie verfügt: Es sind Humangreifzeuge.<sup>5</sup> Mit der Namengebung bei der Geburt wird ein neues Gesellschaftsmitglied als Entität in eben die Sprache eingeschrieben, deren Beherrschung ihn/sie später als kompetentes Mitglied dieser Gesellschaft kenntlich machen soll. Die kompetente Aussprache des eigenen Namens dürfte wie die Unterschriftsfähigkeit in literalisierten Gesellschaften zu den Elementaranforderungen an Personalität gehören.

Vergegenwärtigt man sich diese zentrale Position von Personennamen, erstaunt die vergleichsweise übersichtliche Forschung zu ihrer Struktur, Grammatik, Pragmatik und ihrem sozialen Gebrauch. Dies liegt daran, dass sich Grammatik und Gebrauch von Namen im toten Winkel dreier Disziplinen befindet: Weder die Linguistik noch die Soziologie (s. allerdings Gerhards 2010) hat Namen gründlich erforscht; die Onomastik interessiert sich primär für die sprachhistorische Namenbedeutung, die Etymologie. Wie keine andere Subdisziplin der Linguistik spezialisiert sie sich auf eine Wortart, was die Namen wiederum aus dem Blickfeld der Linguistik geraten ließ. Dies erklärt die wissenschaftliche Vernachlässigung der onymischen Grammatik und Pragmatik, synchron wie diachron.

Die sozioonomastischen Forschungen zum Deutschen beschränken sich zu meist auf den Einfluss von Klasse, Herkunft und Bildung auf die Namengebung (Hesterkamp 1965, Debus 1977, 1995, 1996, Frank 1977, Shin 1980, Hornbostel 1997, Utech 2011). Vergleiche zwischen der Namenvergabe in der DDR und in der BRD haben Debus (1986), Wolffsohn/Brechenmacher (1999) und Huschka et al. (2009) angestellt, zu Nachteilen ethnisch markierter Namen auf dem Arbeits-, Beziehungs- und Wohnungsmarkt finden sich Studien u.a. von Kaas/Manger (2010)

---

<sup>5</sup> Damit sind es zugleich aber auch Abstandhalter: Anders als bei der Berührung oder beim direkten ‚Du‘ markiert die Namensnennung zugleich auch eine minimale Distanz, die Anerkennung einer von der eigenen unterschiedenen Personalität.

und Lütkenhöner (2011, 2012). Khosravi (2012), die den Namenwechsel muslimischer ImmigrantInnen in Schweden untersucht, vergleicht das Stigmatisierungspotential muslimischer Namen mit dem des Schleiers: „For Muslims, names and veils are the two most conspicuous signifiers of their stigmatised identity“ (65). Zur Indizierung von Konfessionszugehörigkeit im 16.-18. Jh. hat Balbach (2014) publiziert, zu sog. jüdischen Namen und antijüdischer Namenpolemik im Dritten Reich Bering (1989, 1992, 1996). Das Geschlecht schließlich wurde zwar als gegebene Variable stets mit erhoben, doch blieb es als onymische Konstruktionsleistung komplett unberücksichtigt. Erst 2003 wurde mit „Naming gender“ von Susanne Oelkers der erste substanzielle Beitrag geleistet, der historisch und gegenwärtig (1990er Jahre) geschlechtsindizierende phonologische Strukturen von Rufnamen im Deutschen untersuchte.

Es ist keine Gesellschaft bekannt, die ihre Mitglieder unbenannt lässt.<sup>6</sup> Allerdings unterscheidet sich der Zeitpunkt der Erstbenennung. Auch die Komplexität des Gesamtnamens variiert beträchtlich. Sie reicht in Europa von eingliedrigen (Island) zu dreigliedrigen Systemen (Russland). Typologische Überblicke fehlen weitgehend (s. allerdings Alford 1988), doch weisen Einzelstudien auf enorme Unterschiede bzgl. Umfang, Struktur, Stabilität und (Dis-) Kontinuität von Gesamtnamen hin: Viele Gesellschaften pflegen anstelle einer biografisch zeitstabilen onymischen Kennzeichnung ihrer Mitglieder Lebensabschnittsnamen. Im Hinblick auf Geschlechterbeziehungen reflektieren und reproduzieren Namen erneut soziale Ungleichheit: Es waren oder sind patriarchale Verhältnisse, wenn der eigene (Familien-)Name auch der Name des Vaters war (direkte Nachbenennung), Familiennamen patrilinear tradiert wurden oder wenn Frauen bei ihrer Heirat den Familiennamen ihres Mannes<sup>7</sup> annehmen (mussten) und ihren eigenen ableg(t)en. Solange dies sozial oder gar juristisch verbindlich ist, sedimentieren solche Strukturen ins Onomastikon. Familiennamen oder Patronyme enthalten dann auch den (Groß-) Vatersnamen und u.U. sogar entsprechende Verweise darauf (unterstrichen): *Nilsson*, *Peters*, *MacDonald*, *O'Brian*; *Sergejewitsch*. Metronyme sind extrem selten, ebenso onymische Matrilinearität.

---

<sup>6</sup> Allerdings gibt es Fälle, in denen Menschen ihr Leben lang nie bei ihrem Namen genannt werden und ihn selbst sogar nicht einmal kennen können. Dies wird für Afghaninnen berichtet, auf die im Alltag mit ‚Huhn‘, ‚mein Haushalt‘, ‚Mutter meiner Kinder‘ etc. referiert wird. (s. <https://thefeministani.wordpress.com/2017/07/31/an-afghan-woman-speaks-call-me-by-my-name/> - Zugriff: 14.11.17)

<sup>7</sup> Bis ins 20. Jahrhundert hinein konnte dies auch den Rufnamen betreffen: „Frau Thomas Mann“ stand auf dem Briefpapier von Katharina Pringsheim.

Nach Alford (1988) wird Geschlecht häufig am Namen kodiert: „One of the most common pieces of information contained in a given name is the sex of the named person“ (65). Diese Information korreliert mit der Größe und Komplexität einer Gesellschaft, manche verzichten auch auf jeglichen Geschlechtsbezug. Genauer: 37 der von ihm diesbezüglich untersuchten 52 Gesellschaften markieren Geschlecht immer oder üblicherweise, sieben manchmal und acht nicht. Geschlechtskodierung von Namen bedeutet, dass man vom Namen einer Person recht verlässlich auf die Wahrnehmung jener Genitalien (also der körperlichen Primärsymbole) zurückschließen kann, die bei der Geburt Anlass zu ihrer ersten Geschlechtsklassifikation gaben, aber im bekleideten Alltag verborgen bleiben. Oft ist onymische Geschlechtsdefinitheit juristisch oder standesamtlich vorgeschrieben. In Deutschland sind gegengeschlechtliche Namen verboten: Ein Mädchen darf nicht *Tom*, ein Junge nicht *Lilly* heißen. Bis 2008 war auch die Besiedlung der Geschlechtergrenze durch geschlechtsneutrale Unisexnamen erschwert. Einem solchen musste ein weiterer geschlechtsdefiniter Name hinzugefügt werden (*Eike Katja* bzw. *Eike Markus*). Einen Einschnitt markiert hier das sog. *Kiran-Urteil* des Bundesverfassungsgerichts von 2008, das die Pflicht zu diesem zweiten Namen aufhob.<sup>8</sup> In Zukunft dürften durch Migration noch mehr geschlechtsambige Namen zu erwarten sein, die zur Auflösung der onymischen Geschlechtergrenze beitragen könnten. Auch der seit kurzem bei intersexuellen Neugeborenen auslassbare Geschlechtseintrag hat zur Folge, dass ihnen geschlechtsneutrale (*Kim, Kai, Eike*) oder geschlechtsinverse Namen (*Ralf-Ingrid*) gegeben werden dürfen (Schmidt-Jüngst 2013).

Das Wissen um den Geschlechtsbezug eines Rufnamens speist sich aus unterschiedlichen Quellen. Bei der ältesten, germanischen Schicht kennt man die Geschlechtszuordnung: Dass *Gertrud* und *Hildegard* Frauen- und *Helmut* und *Gerhard* Männernamen sind, ist ihnen nicht anzuhören, man hat es gelernt. Dagegen gibt es viele historisch jüngere Namen, denen man ihr Geschlecht anhört, meist am Auslaut, an der Akzentposition und/oder der Namenlänge. So bezeichnen Namen auf *-a* oder *-e* mit über 90%-iger Wahrscheinlichkeit Frauen. Dieses Wissen wenden viele Menschen auch auf ihnen unbekannte Namen an, in aller

---

<sup>8</sup> Indischstämmige Eltern wollten ihrer Tochter den in Indien geschlechtsneutralen Namen *Kiran* geben. Zunächst betrachtete ihn das Standesamt als Männernamen mit Verweis auf die Phonologie (*-an* komme auch in anderen Männernamen wie *Christian, Stefan, Fabian* vor). Nachdem die Eltern die Geschlechtsneutralität von *Kiran* nachgewiesen hatten, sollten sie ihrer Tochter einen zweiten, geschlechtsdefiniten Namen begeben, was sie verweigerten. Das Bundesverfassungsgericht gab den Eltern schließlich Recht und erkannte in einem (einzigem) Unisexnamen keine Beeinträchtigung des Kindeswohls mehr.

Regel mit Erfolg.<sup>9</sup> Hinzu kommen Wortbildungsverfahren unter Verwendung von Suffixen, z.B. die Movierung, die in vielen Sprachen erneut nur unidirektional die Ableitung von männlichen zu weiblichen Namen erlaubt (*Martin* → *Martina*, *Wilhelm* → *Wilhelmine*, *Christian* → *Christiane*). Auch Familiennamen können morphologisch Geschlecht markieren. In Deutschland galt dies für Frauen bis ins 19. Jh. hinein (*die Müllersche*, *die Müllerin*), dialektal ist dies noch heute möglich, oft mit pejorativer Bedeutung. Auch in slawischen Sprachen und im Litauischen markieren Familiennamen das weibliche Geschlecht overt (suffigierend), das Litauische vermeldet dabei sogar, ob die Frau verheiratet ist oder nicht. Auch Wortbildungsregeln spiegeln die geschlechtliche Ungleichheit in sozialen Beziehungen.

Damit wird deutlich, dass Personennamen auch grammatisch spezifische Fälle darstellen. Besonderheiten zeigt z.B. die Genuszuweisung bei Rufnamen, die meist lexikalisch (nameninhärent) über die Zugehörigkeit zu einem weiblichen bzw. männlichen Nameninventar erfolgt. Bei den im Deutschen seltenen Unisexnamen (z.B. *Eike*) und bei Familiennamen wird das Genus dagegen referenziell zugewiesen: Allein das Geschlecht der damit bezeichneten Person entscheidet über das onymische Genus, das an Artikeln, Adjektiven oder Pronomen sichtbar wird. Ohne Referenz sind solche Namen genuslos, was für deutsche Substantive äußerst ungewöhnlich ist. In einigen deutschen Dialekten existiert jedoch bei Namen für Frauen eine Opposition zwischen Neutrum (*s/dat/et Ingrid*) und Femininum (*d(i) Ingrid*). Neutral sind die Namen junger Mädchen oder von mit der SprecherIn verwandten bzw. gut bekannten Frauen, während fort- oder zugezogene bzw. emotional fernerstehende Frauen onymisch feminin sind. Männernamen bleiben dagegen immer maskulin, selbst wenn sie diminuiert werden (*der Ursli*), d.h. hier gilt konsequente Genus-Sexu-Verschränkung (Nübling 2017a).

Dies könnte im Zusammenhang damit stehen, dass Frauennamen ungleich häufiger diminuiert werden, so sehr, dass dies zu sprachsystematischen Verfestigungen geführt hat wie der, dass einst hypokoristische Namen Eingang ins offizielle Frauennameninventar gefunden haben (*Bärbel*, *Christel*, *Traudel*, *Antje*), während bei Männernamen Fehlanzeige besteht. Da Diminutive im Deutschen Genuswechsel zum Neutrum bewirken, lassen sich neutrale Frauennamen (*das Ingrid*) möglicherweise als Verallgemeinerung und Ausbreitung des Neutrums häufiger Diminutiva erklären. In manchen Sprachen (Niederländisch, Friesisch,

---

<sup>9</sup> Oelkers (2003) erwähnt einen entsprechenden Misserfolg: „Den bedeutenden – mir allerdings nicht persönlich bekannten – britischen Genus-Forscher Greville G. Corbett identifizierte ich fälschlicherweise als weiblich“ (7).

Französisch) leistet die Diminution sogar die systematische Movierung von Männer- zu Frauennamen (*Henriette, Jeanette, Claaske, Janneke*). Diese Überschneidung von Diminution und Femininmovierung ist auch für Hebräisch, Mongolisch und Hindi bezeugt und vermutlich mit einer Metapher zu erklären, die Frauen in Relation zu Männern als Kinder konzeptualisiert (Jurafsky (1996: 546). Im Luxemburgischen sind sämtliche Frauenrufnamen per se Neutra – ein Femininum ist für so benannte Frauen und Mädchen nicht möglich, auch nicht pronominal. Das Neutrum ist hier also fest grammatikalisiert. Nur ein hinzugefügter Familienname kann eine Umkategorisierung zum Femininum bewirken. Darüber entscheiden komplexe pragmatische und kontextuelle Faktoren, also Fragen der Personennamenverwendung in der Praxis des Sprechens.

### 3 Sprechpraxis und Namengebrauch

Männern und Frauen steht prinzipiell das gleiche Sprachsystem zur Verfügung. Eine kontrovers geführte Debatte betrifft die Frage, ob sie in unterschiedlicher Weise darauf zugreifen, SprecherInnen sich etwa lexikalisch oder grammatisch einschränken oder spezialisieren müssen. Bei diesen Forschungen sind zwei Differenzierungen vorzunehmen. Zum ersten unterscheiden sich Studien darin, ob sie unterschiedliches Sprechverhalten als geschlechtsdifferenziertes („geschlechtsspezifisches“) oder als geschlechterdifferenzierendes Sprechen auffassen. Es ist ein epistemologischer Unterschied zwischen einer Geschlechterforschung, die nach Geschlechtsunterschieden sucht (und dabei *mithilfe* der Geschlechterunterscheidung beobachtet) und den Gender Studies, die Geschlechterunterscheidungen selbst zum Gegenstand haben (Hirschauer 2003). Im Zuge des zweiten Forschungsstranges, der sich aus der Transsexuellenforschung entwickelte (Garfinkel 1967), entstand das Konzept des *doing gender* (West/Zimmerman 1987; Kotthoff 2002), in dem das *undoing gender* als Möglichkeit, Geschlecht auch nicht zu praktizieren, bereits impliziert ist (Hirschauer 1994, 2016).

Zum zweiten wurden unterschiedliche Grade des geschlechtsdifferenzierten bzw. geschlechterdifferenzierenden Sprechens angenommen. Frühe ethnologische Berichte von Gesellschaften mit exklusiven Frauen- und Männersprachen (s. etwa Jespersen 1925, 220-238) stellten sich zwar als methodisch fragwürdige Exotisierungen heraus, die die Begegnungen von Frauen und Männern in die Nähe der *interkulturellen* Kommunikation rückten. Gleichwohl werden Frauen und Männer in vormodernen Gesellschaften, die viel stärker nach Geschlechtern

differenzieren, mitunter so unterschiedlich sozialisiert, dass es zu geschlechtsexklusivem sprachlichem Verhalten kommt, so dass man hieraus das Geschlecht erschließen kann (plastische Beispiele s. in Günthner/Kotthoff 1991). Die Kontroverse über westliche Gesellschaften dreht sich dagegen um die Frage, wie weit sich ein geschlechtsexklusives Sprechverhalten zeigen lässt oder ob sich dieses in bloß geschlechtspräferentiell und geschlechtsindifferentem Sprechverhalten verliert. Ein geschlechtspräferentielles Sprechen wäre Teil von Rollenerwartungen wie ein bestimmter Kleidungsstil oder ein mimisch-gestisches Repertoire.

Begrifflich macht sich die Diskussion an der Frage fest, ob man sinnvollerweise von *Genderlekten* sprechen kann oder nicht. Zu den entsprechenden Beiträgen der Gender-Linguistik zählten etwa die Annahmen von Trudgill (1974) und Labov (2001), dass Frauen standardkonformer sprechen als Männer, eher Prestigevarianten verwenden und umgekehrt stigmatisierte Sprechweisen vermeiden. Prestige manifestiert sich dabei u.a. in Ausspracheunterschieden. Auch sollen Frauen eher Wörter wie *lovely, nice, really* verwenden, Männer Kraftausdrücke und umgangssprachliche Wörter wie *fucking, right, guy* (Günthner 2013). Als soziologische Erklärung gilt, dass Frauen durch prestigenahe Sprechen ihren niedrigeren Sozialstatus kompensieren. Auch syntaktische Unterschiede wurden beschrieben (Mondorf 2004, 2005): So wählen Frauen eher solche syntaktischen Strukturen, die einen Sprecherwechsel zulassen, z.B. nach- statt vorangestellte Nebensätze, dazu mit fallendem Ton (was eine Turn-Übernahme durch das Gegenüber ermöglicht), während Männer Nebensätze eher voranstellen, was den Hauptsatz ankündigt, und diesen mit steigendem Ton versehen. Die Fortsetzung wird also zweifach markiert, potentielle Turn-Übernahmen entsprechend doppelt unterbunden. Auch stellte man unterschiedlich häufige Verwendungen von Kausal-, Final-, Konditional- und Konzessivsätzen fest, sowie dass Frauen ihre Aussagen eher durch *hedges* und wahrheitsabschwächende epistemische Abtönungen wie *maybe* begleiten, wo Männer eher zu Verstärkungen wie *I'm sure* greifen (Mondorf 2005: 16f.).

Schließlich wurden auf Basis konversationsanalytischer Studien Genderlekte auch im Hinblick auf das *Gesprächsverhalten*, also auf verbale Interaktion, postuliert (Tannen 1990). Dabei praktizieren Frauen angeblich kooperatives, hierarchisch flaches und konfliktvermeidendes Sprechen und leisten das Gros der Aufrechterhaltung des Gesprächs durch phatische, zustimmende Hörsignale und interessierte Zwischenfragen. Männer sollen dagegen eher kompetitives, dominantorientiertes Sprachverhalten an den Tag legen, indem sie eher Status und Unabhängigkeit markieren, *ich*-zentrierter sprechen, Themen bestimmen, längere Redezeiten in Anspruch nehmen und Gesprächspartner häufiger unterbre-

chen. Diese linguistische Polarisierung hat zur Annahme von zwei Kulturen (zurück)geführt, die Frauen und Männern gänzlich unterschiedliche Sozialisationspfade unterstellt, in deren Folge gegenseitiges Missverstehen tief programmiert ist, ähnlich wie beim Sprechen verschiedener Dialekte.

Gegen dieses dichotomisierende Bild sprechen nun jedoch zwei grundlegende Einwände. Zum ersten pflegen Frauen und Männer in westlichen Gesellschaften viel zu intensiven kommunikativen Austausch im Privat- wie im Berufsleben, so dass man ihnen bei auftretenden Abweichungen zumindest die passive Kenntnis des jeweils anderen Sprechens unterstellen muss (Günthner 2000). Vor allem erwiesen sich diese Abweichungen aber nicht als geschlechtsexklusives Sprechverhalten. Empirische Untersuchungen zeigten, dass etwa Unterbrechungen von Frauen und Männern gleichermaßen vollzogen werden, dass sie kulturspezifisch unterschiedlich gehandhabt werden, und dass sie auch innerhalb derselben Gesellschaft nicht per se rederechtsverletzend sein müssen, ja sogar gesprächsunterstützend wirken können. Auch Hörersignale haben mehr Funktionen als anfänglich angenommen und lassen sich nicht nur gesprächsunterstützend interpretieren. Erst bei einer sorgfältigen kulturellen, institutionellen und situativen *Kontextualisierung* ist es sinnvoll, nach einem geschlechtsdifferenzierenden Sprechstil zu fahnden. So können sich als Folge der Arbeitsteilung in Alltag und Beruf genderspezifische *kommunikative Gattungen* als Verfestigungen unterschiedlichen Sprechens(dürfen)s herausbilden. Wenn die katholische Kirche Frauen als Priesterinnen verbietet, ist das Abhalten von Messen eine von Männern geprägte Gattung, ebenso wie das militärische Befehlsgebaren, wenn Frauen vom Militär ausgeschlossen sind. Aber auch ohne rigide Segregationen können kommunikative Gattungen genderisiert sein. So gelten Klagelieder in Georgien als weibliche und Trinksprüche als männliche Gattungen (Kotthoff 1991, Günthner 2013), ebenso rituelle, sexualisierte Beschimpfungen und Rededuellen in der Türkei. Hier werden also sprachliche Praktiken zu spezifischen kommunikativen Gelegenheiten zur Konstruktion von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ eingesetzt.

Zum zweiten kranken die Studien zum Genderlekt daran, dass jegliche Unterschiede des Sprech- und Kommunikationsverhaltens ausschließlich der Geschlechterdifferenz zugerechnet werden, wo andere Differenzen wie Bildung und Schicht, Alter und Status einflussreicher sein und Unterschiede im Sprechen besser erklären können. Die Gender-Linguistik wird hier durch die Problematisierung ihrer eigenen genderisierenden Zurechnungsgewohnheiten (Frohen 1998) auch mit feministisch-linguistischen *Klischees* über ‚männliches‘ und ‚weibliches‘ Sprechen konfrontiert. Das ist insofern instruktiv, als diese Klischees natürlich auch in der Gesellschaft noch wirksam sind, wo sie auf andere Weise auf die

Grenzen der Sprachwissenschaft hinweisen: Wenn identisches kommunikatives Verhalten – etwa ein Bewerbungsschreiben, von dem man Versuchspersonen gegenüber behauptet, es stamme von einem Mann/einer Frau (Frank 1992, Gottburgsen 2000, 2004) – von RezipientInnen ganz unterschiedlich bewertet wird, so zeigt dies, dass das *doing gender* eben nicht nur im beobachtbaren Sprechverhalten, sondern zu einem guten Teil in den Hör- und Leseweisen – der stereotypen Wahrnehmung dieses Verhaltens – vollzogen wird, die eher in der Sozialpsychologie untersucht wird und zu deren Reproduktion die ‚differenzbewusste‘ Gender-Linguistik durchaus beigetragen hat.

Die *Personennamen* in der Praxis des Sprechens können nun grundsätzlich von zwei Seiten betrachtet werden: Sie erscheinen aus der Perspektive des Sprachsystems als *Namengebrauch*, aus der Perspektive des Sprechens als onymische *Bezeichnungspraxis*. Man weiß relativ wenig darüber, wie Frauen und Männer namentlich adressiert werden, wie auf sie referiert wird und wie offizielle Namen in spezifischen Kontexten und Beziehungen abgewandelt werden.

Bei der namentlichen Referenz auf Frauen und Männer gibt es Hinweise auf ein asymmetrisches Gendering. So wird in Zeitungstexten mit Referenz auf PolitikerInnen bei Männern häufiger der blanke Familienname verwendet als bei Frauen, die eher mit ihrem Vornamen (*Angela Merkel*), mit *Frau (Frau Merkel)* oder dem Artikel (*die Merkel*) erscheinen (Schmuck 2017).<sup>10</sup> Die Frau wird also eher markiert. Dies bestätigt prinzipiell Rollnik (2014), die auch die Verwendung von Titeln einbezieht und einen Vergleich zwischen 1996 und 2010 vornimmt, bei dem sie eine Nivellierung dieser Unterschiede beobachtet. Die asymmetrische Geschlechtskennung von Personen kann als Kehrseite des androzentrischen Übergehens von Frauen in der Sprache gesehen werden: als ihre unentwegte Hofierung als Geschlechtswesen.<sup>11</sup>

Erstaunlich wenig ist über die Praxis der Namenwahl bekannt, obwohl die Namenforschung gerade hier zum Zentrum ihres Gegenstandes vorstoßen kann: dass der ganz außerordentlichen (identitären) Bindung von Sprechern an den

**10** Schmuck (2017) ermittelte auf Basis des DECOW-Korpus für den Typ *Frau Merkel/Schröder* 59% und für den symmetrischen Typ *Frau Merkel/Herr Schröder* 38%, während der Rest von 3% auf den Typ *Merkel/Herr Schröder* entfällt. Was die Artikelverwendung betrifft, so dominiert der Typ *die Merkel/Schröder* mit 56%, gefolgt von *die Merkel/der Schröder* mit 35%, während *Merkel/der Schröder* nur 9% erreicht.

**11** Noch kaum erforscht ist die adressierende Verwendung von Namen im Gespräch bzw. in der Interaktion. Die wenigen Beiträge dazu ergründen die allgemeinen Funktionen namentlicher Adressierung und haben die Genderperspektive bislang nicht berücksichtigt (Schwitalla 1995, 2010, Bauer 2016, Günthner 2016, 2017).

ihnen gegebenen Namen eine ebenso außergewöhnliche Freiheit der Sprachverwendung und Sprachschöpfung bei der Namenwahl gegenübersteht. Die Sprache ist also bei der Namengebung für die einen äußerst kontingenzoffen – sie gibt Freiheiten des Benennens -, für die anderen ist sie dagegen ‚bezeichnend‘, wenn nicht determinierend.

Nun sind diese Freiheiten nicht unlimitiert. Gerade in Bezug auf die Geschlechterdifferenz zwingt das deutsche Rufnamensystem wie gesagt zu einer weitgehenden Binarisierung. Auf der anderen Seite wird diese Dichotomie aber in der Benennungspraxis auf zwei Weisen unterlaufen und konterkariert. Zum einen wählen Eltern seit einigen Jahrzehnten für Jungen zunehmend Namen wie *Fabian*, *Luca*, *Noah*, die noch vor kurzem ‚weiblich‘ klangen, für Mädchen kurze, einst ‚männlich‘ klingende Namen wie *Neele*, *Antje*. Obwohl die Namen dem männlichen bzw. weiblichen Inventar entstammen, praktizieren Eltern damit ein phonologisches *undoing gender*: Mädchen- und Jungennamen werden einander strukturell immer ähnlicher, die phonologische Geschlechtergrenze verwischt (Nübling 2009, 2012).

Zum anderen wird die Geschlechtergrenze im privaten Bereich permanent nivelliert, wo jenseits jeglicher Normierung inoffizielle Namen oder Namenabwandlungen praktiziert werden. So wie Eltern bei der Wahl des Offizialnamens eines neuen Gesellschaftsmitglieds im Rahmen einer (werdenden) Kleingruppe entscheiden, so sind es auch bei der Vergabe von Spitz- und Kosenamen relativ kleine soziale Einheiten (Paare, Familien, Schulklassen, Kollegien usw.), in denen ‚Rufnamen‘ im strengen Sinne rein oraler Benennungen erfunden und gebraucht werden. Insbesondere Kosenamen sind eine Chance, aus dem Gendering durch Namen ohne große Anstrengung auszusteigen. Paare nennen sich gegenseitig geschlechtsunabhängig *Schatz* oder *Liebling*, und auf Rufnamen basierende Kosenamen bearbeiten oder kappen nicht selten den Namensauslaut als sprachliches Genital: *Alexander* und *Alexandra* fallen in *Alex* zusammen, *Ulrike* und *Ulrich* in *Uli* (Nübling 2017b). Obwohl der Auslaut *-o* bei offiziellen Namen klarer Indikator für Männernamen ist (*Marco*, *Benno*), kommt er bei inoffiziellen Namenformen für Frauen oder Mädchen durchaus vor: *Leo* (< *Leonie*), *Lilo* (< *Lieselotte*). Ein solcher Ausstieg aus dem onymischen Gendering dürfte zwei Gründe haben: Einerseits ist das Geschlecht von Personen in privaten oder intimen Kontexten so evident und in andauernden Erwartungsstrukturen abgesichert, dass ein Geschlechtmarker am Namen verzichtbar wird. Andererseits benötigen solche Beziehungen auch eine viel stärker individualisierende Personenwahrnehmung als eine Versämtlichung in Geschlechtsklassen erlauben würde (Hirschauer 2013). Der auf die Eltern zurückverweisende Beziehungssinn des Offizialna-

mens reicht hier oft nicht aus. In Schulklassen kommt es sogar zu gegengeschlechtlichen Benennungen. Auch die Vergabe von Namen an Haustiere ist durch nichts reglementiert und lässt erkennen, welche Namen der Mensch ausucht bzw. erfindet, wenn er frei von Konventionen und Vorschriften ist. Gerade bei der Benennung von Tieren wird das Kontinuum von *not doing gender* über *doing gender* bis zu *overdoing gender* intensiv genutzt (Dammel/Nübling/Schmuck 2015).

Instruktiv ist aber auch der Fall Schwedens, wo sich der Staat ganz aus der Reglementierung der Benennung von Staatsbürgern zurückzieht, seine Ordnungsfunktion nurmehr in der Stabilisierung einer numerischen Personenkenntnis wahrnimmt und Personennamen als Spielmaterial informeller Sozialbeziehungen freigibt (s. den Beitrag von Leibring). Die SchwedInnen haben sich offenbar auf den Weg gemacht, Namen weniger als tertiäre Geschlechtsmerkmale (Marker) zu sehen, sondern als Element jener Menge von Dingen, die – wie Berufe, Kleidungsstücke, Gesten und Emotionen – allen Menschen geschlechtsunabhängig offenstehen sollten.

## 4 Die Beiträge in diesem Band

Die Beiträge dieses Bandes thematisieren zunächst die allgemeine Leistung von Namen und Benennungen aus soziologischer und sprachtheoretischer Sicht, um nach und nach die linguistische und onomastische Perspektive zu entfalten und den Fokus auf die onymische Herstellung bzw. Außerkraftsetzung von Geschlecht (*un/doing gender*) zu richten. Im ersten Teil des Bandes geht es in vier Beiträgen um grundsätzliche Fragen der Benennung, insbesondere um die Erst- und Umbenennung von Personen:

*Inga Siegfried* nähert sich Personennamen mit einer grundlegenden soziopragmatischen Perspektive, die sie an die Stelle der sprachphilosophischen Fokussierung der Bedeutung von Namen setzt. Namen, so legt sie dar, dienen der kommunikativen Verfügbarmachung von Individuen als Personen für jeweilige Gemeinschaften. Dabei müssen Namengeber eine Wortverwendung in deiktischen Akten (Zeigen, situatives Adressieren und Referieren) Namensnutzern erfolgreich nahelegen. Sie plausibilisiert ihre Perspektive an zwei Fällen einer vor-modernen Namengebung vor der staatlichen Offizialisierung von Namen, die eine apparative Infrastruktur von Eintragungen, berechtigtem Personal und Archivierungen etablierte. Im ersten Fall verweigert eine Dorfgemeinschaft einem Mann namens *Tüfel*, der wegen der unliebsamen Namensgleichheit mit ‚Teufel‘

seinen Familiennamen wechseln wollte, die Verwendung und damit die Anerkennung seines neuen Namens. Im zweiten Fall soll die Tochter hingerichteter Eltern zum Findelkind gemacht werden, um als Pflegekind ohne Stigma aufwachsen zu können. Dazu bedarf es der onymischen Unkenntlichmachung ihrer Abkunft. Nachträglich erhält sie die beiden Rufnamen ihrer Eltern (*Anna Bendicht*). Der unterschlagene Familienname verhindert Rückschlüsse auf ihre familiäre Herkunft, für Eingeweihte bleibt der neue Name jedoch lesbar.

Mit der sozialen Lesbarkeit bzw. (Un-)Lesbarmachung von Rufnamen befasst sich auch *Miriam Schmidt-Jüngst*. Anhand verschiedener Fälle von Rufnamenwechsel arbeitet sie ein onymisches *doing differences* heraus, was das *boundary making* zwischen den Kategorien einschließt. Onymische Transgressionen markieren nicht nur, sie performieren die soziale Zugehörigkeit zu einem anderen Geschlecht bzw. die Mitgliedschaft in einer anderen Nation oder Religion. In Deutschland muss der Geschlechtsklassen- durch Namenwechsel markiert werden, andere Mitgliedschaftswechsel tun dies nur ausnahmsweise (Ordenseintritt, Konversion, Einbürgerung) oder gar nicht (Alterung, Klassenwechsel). Religiös motivierter Namenwechsel wird in Deutschland bspw. selten als ausreichend „wichtiger Grund“ anerkannt. Multiple Zugehörigkeiten praktizieren MigrantInnen in Schweden, das freien Namenwechsel gestattet, wenn sie in privaten Kontexten den alten und in öffentlichen den neuen Namen verwenden. Letzteres ist extrinsisch motiviert, der Namenwechsel folgt dem Anpassungsdruck an die Gesellschaft. Intrinsische Motivation verbindet dagegen Transsexuelle und Konvertiten. Trans-Personen stehen vor dem besonderen Problem, den richtigen Namenwechselzeitpunkt zu finden, da zahlreiche andere Marker mit dem Namen schlecht in Kongruenz zu bringen sind.

*Anika Hoffmann* geht in ihrem Beitrag der sprachlichen Personalisierung Ungeborener nach. Ungeborene stellen eine gravierende Anomalie dar: einen Fall von Namenlosigkeit – und zwar von einer Entität, deren Personenstatus ebenfalls noch eine Leerstelle ist. Mit dieser Unbenanntheit als Ausgangspunkt der Namenfindung sind werdende Eltern zunächst konfrontiert. Der Aufsatz zeigt anhand von Schwangereninterviews, wie in der elterlichen Kommunikation mit dem Ungeborenen und über es noch ganz andere Bezeichnungen als die späteren Rufnamen Verwendung finden. Es handelt sich dabei nicht um Personennamen im eigentlichen Sinn, sondern um elterliche Bezeichnungsformen, die in den ersten Monaten einer Schwangerschaft sprachlich ausdrücken, was im schwangeren Körper gerade heranwächst. Bei diesen ‚Protonamen‘ (etwa *Krümel*, *Zecke*, *Chicco*) gewinnt der Personenanwärter aus eben dieser sprachlichen Beziehung seine Persönlichkeit, die zunächst nicht mehr ist als eine Leihgabe der Individualität und Persönlichkeit der Bezeichnenden. ‚Proto‘ sind sie als praktische Vorläufer

personeller Benennungen, als temporäre individuelle Bezeichnungen, die häufig mit der Geschlechtsdiagnose, spätestens aber nach der Geburt keine Verwendung mehr finden, sondern durch den offiziellen Vornamen bzw. durch Kose- und Spitznamen abgelöst werden. Protonamen werden auch nicht zur formalen Basis des offiziellen Namens, verweisen aber darauf, welche soziale Funktionen Namen im Allgemeinen haben, was Namen aus soziologischer Sicht leisten und wie sie mit der Geschlechterdifferenzierung zusammenhängen.

Stand bei den Protonamen die Vorläufigkeit des Namenstatus und der Beitrag zur Personalisierung des Kindes im Vordergrund, beleuchtet *Anne Zastrow* die Benennung Ungeborener aus linguistisch-onomastischer Perspektive. Sie spricht von *Pränatalnamen* und konzipiert das Benennungsobjekt als erste, vorgeburtliche Lebensphase eines Menschen/Individuums. Zastrow fragt, welche Namen welcher Bildungsart zu welcher Phase der Schwangerschaft vergeben werden und welche Rolle die Geschlechtsanzeige dabei spielt. Ihre empirische Basis bildet ein aus einer Fragebogenuntersuchung gewonnenes Namenkorpus von 523 Pränatalnamen (Tokens), der Fokus des Beitrags liegt auf der Geschlechtsmarkierung. ‚Spitzenreiter‘ sind appellativische Namen wie *Krümel*, *Würmchen*, *Pünktchen*, die an beide Geschlechter vergeben werden, v.a. im ersten Schwangerschaftstrimenon mit noch unbekanntem Kindsgeschlecht. Von allen 387 Pränatalnamen-Types rekrutiert sich die Hälfte aus offiziellen Personen-, vor allem Rufnamen (darunter androgyne Verbindungen wie *Horst-Helga*, von denen immerhin 43% später als offizielle Rufnamen übernommen werden. Mit 35% folgen Substantive als Basis, die Tiere, Ess- und Süßwaren oder Personen bezeichnen. Im dritten Trimenon dominieren geschlechtsspezifische Rufnamen, die appellativischen Namen gehen stark zurück. Insgesamt kennzeichnet Pränatalnamen ein Desinteresse an Geschlechtsmarkierung.

Im zweiten Teil des Bandes beleuchten drei Beiträge die Benennung im Rahmen sozialer Beziehungen. *Petra Ewald* und *Laura Möws* fokussieren inoffizielle, durch Gruppen bzw. Partner von außen vergebene (Kose-)Namen, die immer öfter in Familienanzeigen erscheinen. Indem sie aus dem engsten Nahbereich (mit primär phonischer Existenz) in den öffentlichen Bereich (mit graphischer Existenz) getragen werden, werden sie sicht- und dadurch auch besser erforschbar. Der Beitrag dokumentiert erstmals quantitative korpusbasierte Untersuchungen zu inoffiziellen Namen in Glückwunsch- und Gratulationsanzeigen (sog. Heiermännern). Er adressiert auch die damit verbundenen methodischen Probleme, etwa die Bildungsart des Kosenamens, zumal dann, wenn man den offiziellen Namen nicht kennt, die Ermittlung und Abgrenzung sog. Verwandtschaftsnamen wie *Opa*, *Tante* etc. Auf Basis von 755 Anzeigen mit fast 2.400 Sender- und 900 Empfängernamen zeigt sich unter anderem, dass die Empfänger weit häufiger

mit inoffiziellen Namen genannt werden als die Sender und dass das Vorkommen solcher Namen mit zunehmendem Alter der Empfänger ab, die Verwendung von Verwandtschaftswörtern (*Onkel X*, *Großmama*) dagegen zunimmt. Bei den 40–50-Jährigen finden sich offizielle Rufnamen. Komplette Gesamtnamen kommen dagegen fast nur bei Empfängern der ältesten Generation (90+) vor, was mit der Wichtigkeit und Seltenheit des hohen Alter erklärt wird. Übernamen (Primärbildungen) sind reich an Stereotypie (*Maus* bei Frauen, *Bär* bei Männern).

Mit Kose- bzw. Intimnamen in Paarbeziehungen befassen sich *Antje Dammel*, *Yvonne Niekrenz*, *Andrea Rapp* und *Eva Wyss*, genauer mit ihrer Verwendung im Liebesbrief unter dem Aspekt von Gender- und Paar-Konstruktionen. Wie alle inoffiziellen Namen kennzeichnet Kosenamen zeitliche Begrenztheit und formale Variabilität, hinzu kommt der hohe Grad an Exklusivität, Geheimhaltung und Kreativität. Essenziell sind sie an der Konstruktion von Paarbeziehung und -identität beteiligt. Die Autorinnen nehmen Liebesbriefe mit diachroner Tiefe als Grundlage, außerdem synchrone Befragungen von ca. 150 Studierenden, auch zu Kosenamen in Eltern/Kind-Konstellationen. Mehr Kosenamen werden in Paars als in Eltern/Kind-Beziehungen verliehen. Paarbeziehungen wählen mehr Übernamen (Tiere, Süßigkeiten etc.), Eltern/Kind-Beziehungen mehr vornamenbasierte Bildungen. In Paarbeziehungen erweisen sich Symmetriefragen als relevant, die sich in onymischer Komplementarität, Reziprozität (*Mieze* – *Katerli*) bzw. gar Mutualität (*Hase* – *Hase*) äußern und dabei das *doing being a couple* über das *doing gender* stellen. Geschlecht wird auf mehreren Ebenen subordniert. In den Briefen entfaltet sich ein komplexes Namenkontinuum von usuell über okkasionell bis zu Ad hoc-Bildungen. Gendersymmetrien ergeben sich bzgl. der Selbstverwendung von (eher unveränderten) Rufnamen durch männliche und von Übernamen bzw. diminuierten Rufnamen durch mehrheitlich weibliche (Unter-)Schreiber. Der Prozess der Entstehung und schrittweisen Aneignung von Kosenamen sowie ihre textuell-pragmatische Einbettung wird in den Briefen sichtbar inklusive der (onymischen) ‚Ent-Kosung‘ als Vorstufe zur Trennung.

Die Verbindung zwischen grammatischem Genus, (weiblichen) Geschlecht und sozialer Beziehung beleuchten *Simone Busley* und *Julia Fritzinger* anhand deutscher Dialekte, in denen Mädchen und Frauen ins grammatische Neutrum geraten können (*es Stefanie*, *et Angela*). Historisch hat ein Funktionswandel von sozialer Platz- zu heutiger Beziehungsanzeige stattgefunden. Bis ins 20. Jh. hinein waren standesniedrige, junge und unverheiratete Mädchen und Frauen Neutra (Prototyp: Dienstmagd, Tochter), sozial arrivierte, verheiratete und ältere Frauen dagegen Feminina (Prototyp: Ehefrau, Mutter, Hausherrin). Heute hat

eine Pragmatisierung stattgefunden, Genus konstruiert eher die (soziale, emotionale, geographische) Beziehung zwischen Sprecher/in und bezeichneter Frau und hängt von soziopragmatischen Faktoren wie Sympathie, Bekanntheit, Verwandtschaft, Ortsansässigkeit ab. Das Neutrum markiert Nähe, das Femininum Distanz. Beide drücken Sympathie und Wertschätzung aus, solange diese Koppungen bestehen. Pejorisierend wirken sie, wenn vertrauten Mädchen/Frauen das Neutrum vorenthalten bzw. zugezogenen oder sozial fernerstehenden Frauen (etwa einer Vorgesetzten) das Neutrum aufgedrückt wird.

Im dritten Teil des Bandes untersuchen vier Beiträge unterschiedliche Aspekte der Transgression von Geschlechtern bzw. der Geschlechterindifferenz der Benennung. Generell gilt hier, dass inoffizielle Namen zur Verwischung von Geschlecht tendieren, während offizielle Namen intensiv mit der Markierung von Geschlecht befasst sind. Dem geht *Christof Rolker* am Beispiel von ‚Namenpaaren‘ wie *Paula/Paul* oder *Christiane/Christian* nach, die im Spätmittelalter Nachbenennungen über die Geschlechtergrenze erlauben. Konstanz und Florenz werden bzgl. solcher Namenpaare und ihrer Verwendung im 15. Jh. verglichen. In aller Regel erfolgte die einseitige Movierung von (nach Heiligen benannten) Männer- zu Frauennamen. Nur selten wurde z.B. mit *Caterino* die Gegenrichtung eingeschlagen. Während viele Frauen in Florenz movierte Männernamen trugen, aber auch Namen für beide Geschlechter vorkamen, galt dies für Konstanz genau nicht: Die onymische Geschlechtergrenze war im spätmittelalterlichen Florenz durchlässig, in Konstanz unüberwindbar. Diese Asymmetrie wird von Rolker mit der italienischen Patrilinearität begründet. Innerhalb der Familie wurde zwar nicht über die Geschlechtergrenze benannt, nur bei Nachbenennung nach Heiligen. Dagegen wurde in Konstanz nach Verwandten und v.a. nach gleichgeschlechtlichen PatInnen benannt, weniger nach Heiligen. Deshalb erübrigten sich dort movierte Namen.

*Damaris Nübling* geht den phonologisch-prosodisch gehärteten Strukturen von Geschlecht am Namenkörper nach, die – wie ein kontrastiver Blick nach Finnland oder Japan bzw. ein historischer Blick auf das frühere Sprachstufen des Deutschen erweist – kontingent und historisch variabel sind. In diesem Beitrag zeichnet sie die Enthärtung bislang exklusiv ‚weiblicher‘ onymischer Strukturen nach: Verwies ein auf *-a* endender Rufname bis vor kurzem so gut wie ausnahmslos auf eine Frau, so betreten seit der Jahrtausendwende italienische bzw. hebräische Jungennamen auf *-a* wie *Luca* und *Noah* die Bühne bzw. die Toppositionen, während ähnliche Jungennamen wie *Andrea* noch vor wenige Jahrzehnten wegen dieses Auslauts weiblich klassifiziert wurden. Damit setzt sich die seit 1945 zu beobachtende Gendernivellierung bei Rufnamen nicht nur fort, sondern er-

fasst die bislang gendersensibelste Position des Namensauslauts. Dabei identifiziert der Beitrag konkrete Vorreiter mit konsonantischem Auslaut: So wie *Lukas* dem heutigen *Luca* den Weg bereitet hat, so dürften die beiden Spitzenreiter von 2016, *Jonas* und *Elias*, ihre vokalisch endenden Pendanten *Jona* und *Elia* einläuten.

Einen Vergleich zwischen deutschen und niederländischen Unisexnamen nimmt *Mirjam Schmuck* vor. In den Niederlanden haben Unisexnamen eine längere Tradition und deutlich höhere Frequenzen als in Deutschland. Der Beitrag untersucht die konkreten Zugriffe von Eltern auf diese Namen. Anhand der 1.000 häufigsten Mädchen- und Jungennamen von 2014 in beiden Ländern identifiziert die Verfasserin für die Niederlande viel mehr Namen mit beidgeschlechtlicher Vergabe als für Deutschland. Bei der Ermittlung des jeweiligen Geschlechteranteils („Durchmischungsgrad“) zeigt sich, dass in Deutschland nur elf Namen als geschlechtsambig (10-47%-Anteil bei beiden Geschlechtern) einzustufen sind, in den Niederlanden dagegen 19. Auch kommen Überschneidungen im Deutschen dominant erst in den Top 500-1000 vor, bei den niederländischen Namen aber schon in den Top 1-500. Ambige Namen in Deutschland rekrutieren sich aus Fremdnamen, in den Niederlanden außerdem häufig aus (einst informellen) Kurzformen wie *Dani(e)*, *Jip*, *Juul*. Dies erklärt auch, weshalb sich Unisexnamen nicht nur, wie für die USA nachgewiesen, aus Männernamen entwickeln, sondern zu einem großen Teil auch aus Frauennamen. Geschlechtsinverse Namenvergaben, wie sie im folgenden Beitrag für Schweden beschrieben werden, kommen dagegen auch in den Niederlanden nicht vor.

Um Einstellungen zu geschlechtsneutralen und geschlechtsinversen Namen (die in Schweden seit 2009 offiziell zugelassen sind) geht es *Katharina Leibring*. Während aus einer Studie von 2012 bekannt ist, dass Ältere dies eher ablehnen als 18-30-Jährige, werden hier Teenager befragt. 314 BerufsschülerInnen und GymnasiastInnen haben 2014 an einer schwedenweiten Fragebogenuntersuchung teilgenommen. Unterschieden wurden traditionell geschlechtsdefinite Namen (*Martin*, *Karin*) mit geschlechtsinverser Vergabe und echte Unisexnamen (*Kim*). Eine der Hypothesen lautet, dass Mädchen progressivere Haltungen vertreten als Jungen, da erstere eher ihre Rollen verlassen. Dies bestätigt sich leicht mit Bezug auf die generell hohe Akzeptanz von Unisexnamen. Auch bestätigt Leibring Befunde aus den USA, dass Unisexnamen eher aus Männer- als aus Frauennamen entstehen. Geschlechtsinverse Namenvergaben wurden zu 67% begrüßt (bei der Erwachsenenstudie von 2012 nur zu 11%), etwas mehr von Mädchen als Jungen; nur ein Viertel lehnte dies ab. Insgesamt lassen die Antworten ein Desinteresse an Gender erkennen, ebenso die Zuversicht, dass das ony-

mische Degendering gesellschaftlich zunehme, zumal viele Migrantennamen ohnehin kein Geschlecht erkennen ließen. Die progressive Gesetzgebung wird somit von den meisten Jugendlichen unterstützt.

Die Beiträge machen unseres Erachtens insgesamt deutlich, welches Themenspektrum eine transdisziplinäre onomastische Forschung im Dreieck von Linguistik, Soziologie und Geschichtswissenschaft noch zu bearbeiten hat. Neben der bereits angesprochenen Frage der Indizierung sozialer Zugehörigkeiten gehören dazu offenkundig auch Fragen der Namenvergabe und des Namensgebrauchs jenseits der Vergabe amtlicher Personenbezeichnungen: z.B. eben in Glückwunschanzeigen, auf Pausenhöfen, in Paarbeziehungen oder in utero. Absehbar ist, dass dies auch das Erschließen von methodischem Neuland impliziert: Die Abschöpfung oder Erstellung von Namenstatistiken wird um qualitative Verfahren ergänzt werden müssen, wenn man wissen will, in welchen Situationen und Beziehungen welche Namen wem gegenüber verwendet werden.

## 5 Literatur

- Akiba Reynolds, Katsue (1991): Geschlechtsexklusive und geschlechtspräferentielle Unterschiede. Pronomina der ersten Person im Japanischen. In Susanne Günthner/Helga Kotthoff (Hrsg.), *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*. Frankfurt, 291-308.
- Alford, Richard (1988): *Naming and identity: A cross-cultural study of personal naming practices*. New Haven.
- Auer, Peter (2017): Doing difference aus der Perspektive der Soziolinguistik – an einem Beispiel aus der Lebenswelt von ‚Jugendlichen mit Migrationshintergrund‘. In Stephan Hirschauer (Hrsg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist, 287-306.
- Balbach, Anna-Maria (2014): Name – Geschlecht – Individuum. Konfessioneller Einfluss auf die Vornamengebung im frühneuzeitlichen Bayerisch-Schwaben. In: *BNF 49/2*, 129–163.
- Bering, Dietz (1989): Antisemitische Namenpolemik in der bürgerlichen Umgangskultur. In J. Schoeps (Hrsg.), *Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland*. Stuttgart/Bonn, 311–328.
- Bering, Dietz (1992): *Kampf um Namen. Bernhard Weiß gegen Joseph Goebbels*. Stuttgart.
- Bering, Dietz (1996): Die Namen der Juden und der Antisemitismus. In Ernst Eichler et al. (Hrsg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*, Bd. 2. Berlin, New York, 1300–1310.
- Besch, Werner (1996): *Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen gestern und heute*. Göttingen.
- Bauer, Nathalie (2016): Onymische Anredeformen in computervermittelter Kommunikation – zur vokativen Verwendung von Rufnamen in WhatsApp-Interaktionen. In: *StudSpIn - Studentische Arbeitspapierreihe Sprache und Interaktion*, 26 (12/2016).
- Dammel, Antje/Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (Hrsg.) (2015): *Tiernamen – Zoonyme*. Band 1: Haustiere, Band 2: Nutztiere. BNF-Jubiläumsband. Heidelberg.

- Debus, Friedhelm (1977): Soziale Veränderungen und Sprachwandel. Moden im Gebrauch von Personennamen. In Hugo Moser et al. (Hrsg.), *Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung*. Düsseldorf, 167–204.
- Debus, Friedhelm (1986): Zur Namengebungsnorm in der DDR. In Ders. et al. (Hrsg.), *Sprachliche Normen und Normierungsfolgen in der DDR*. Hildesheim, 141–165.
- Debus, Friedhelm (1988): Aufgaben, Methoden und Perspektiven der Sozioonomastik. In: Rentenaar, R./Palmboom, E. (Hrsg.), *De naamkunde tussen taal en cultuur*. Amsterdam, 41–77.
- Debus, Friedhelm (1995): Soziolinguistik der Eigennamen. Name und Gesellschaft (Sozio-Onomastik). In Ernst Eichler et al. (Hrsg.), *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*, Bd. 1. Berlin, New York, 393–399.
- Debus, Friedhelm (1996): Personennamen und soziale Schichtung. In Ernst Eichler et al. (Hrsg.), *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*, Bd. 2. Berlin, New York, 1731–1738.
- Debus, Friedhelm (2012): *Namenkunde und Namensgeschichte*. Berlin.
- Duden – Deutsches Universalwörterbuch (2001). 4. Auflage. Mannheim.
- Frank, Karsta (1992): *Sprachgewalt: Die sprachliche Reproduktion der Geschlechterhierarchie*. Tübingen.
- Frank, Rainer (1977): *Zur Frage einer schichtenspezifischen Personennamengebung*. Neumünster.
- Franz, Elisa/Günthner, Susanne (2012): Zur Konstruktion von Gender beim Speeddating. In: Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (eds.): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin/Boston, 223–249.
- Frevert, Ute (1995): *Mann und Weib, und Weib und Mann. Geschlechter-Differenzen in der Moderne*. Frankfurt: Beck
- Frohnen, Anja (1998): Die Konstruktion von Geschlecht in Sprechweisen. In: Von Bardeleben, Renate (ed.): *Frauen in Kultur und Gesellschaft*. Stauffenberg Verlag, 525–537.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs.
- Gerhards, Jürgen (2010): *Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursoziologie*. 2. Auflage. Wiesbaden.
- Goffman, Erving (1976): *Gender Advertisements*. Cambridge: Harvard Press.
- Gottburgsen, Anja (2000): Stereotype Muster des sprachlichen *Doing Gender*. Eine empirische Untersuchung. Wiesbaden.
- Gottburgsen, Anja (2004): Kleiner Unterschied, große Wirkung: Die Wahrnehmung von weiblichem und männlichem Kommunikationsverhalten. In: Eichhoff-Cyrus, Karin (ed.): *Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung*. Thema Duden Band. 5. Mannheim, 27–41.
- Gottburgsen, Anja/Oelkers, Susanne/Braun, Friderike/Eckes, T. (2005): Werden Frauen und Männer im Bewerbungsgespräch unterschiedlich wahrgenommen? In *Linguistische Berichte* 204, 477–508.
- Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (eds.) (1991): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*. Frankfurt.
- Günthner, Susanne (2000): Sprache und Geschlecht: Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation? In: Hoffmann, Ludger (ed.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin, New York, 235–259.
- Günthner, Susanne (2013): Sprache und Kultur. In: Auer, Peter (ed.): *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*. Stuttgart, Weimar, 347–376.

- Günthner, Susanne (2016): Praktiken erhöhter Dialogizität: onymische Anredeformen als Gesten personifizierter Zuwendung. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, 44(3): 406–436.
- Graddol, Harold/Swan, Joan (1989): Gender Voices. Oxford/Cambridge.
- Hesterkamp, Wilhelm (1965): Einflüsse sozialer Verhältnisse auf die Namenwahl. In: Muttersprache 75, 33–40.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, Heft 4, 668-692.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. S. 208-235 in B. Heintz (Hg.in) Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie
- Hirschauer, Stefan (2003): Wozu ‚Gender Studies‘? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. Soziale Welt 54: 461 - 482
- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 37–56.
- Hirschauer, Stefan (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. Zeitschrift für Soziologie 43 (3), 170–191.
- Hirschauer, Stefan (2016): Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: Undoing Gender und die Post Gender Studies. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 8: 115–129.
- Hirschauer, Stefan (2017): Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit. In: Hirschauer, Stefan (eds.): Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung. Weilerswist, 29-54.
- Hornbostel, S. (1997): Eigennamen – die Politik der feinen Unterschiede. In: Rehberg, K. (ed.): Differenz und Integration: Die Zukunft moderner Gesellschaften, Bd. 2. Dresden, 407–414.
- Huschka, Denis/Gerhards, Jürgen/Wagner, Gert (2009): Naming Differences in Divided Germany. In: Names 57, 208–228.
- Jespersen, Otto (1925): Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. Heidelberg.
- Jurafsky, Daniel (1996): Universal tendencies in the semantics of the diminutive. In: Language 72/3, 533-578.
- Kaas, Leo/Manger, Christian (2010): Ethnic Discrimination in Germany's Labour Market: A Field Experiment. IZA Discussion Paper No. 4741.
- Kochskämper, Birgit (1993): Von Damen und Herren, von Männern und Frauen: Mensch und Geschlecht in der Geschichte des Deutschen. In: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (ed.): „Männeräume ihnen Kanzeln und Lehrstühle ein ...“. Frauenforschung in universitären Disziplinen. Tübingen, 153-188.
- Khosravi, Shahram (2012): White Masks/Muslim Names: Immigrants and Name-Changing in Sweden. In: Race & Class 53 (3), 65-80.
- Kotthoff, Helga (1991): Der Tamada gibt am Tisch den Ton an. Tafelsitten, Trinksprüche und Geschlechterrollen im kaukasischen Georgien. In: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (eds.): Von fremden Stimmen. Frankfurt, 229-260.
- Kotthoff, Helga (2001): Geschlecht als Interaktionsritual? Nachwort zu „Interaktion und Geschlecht“ von Erving Goffman. Frankfurt, New York, 159-194.
- Kotthoff, Helga (2002): Was heißt eigentlich ‚doing gender‘? Zu Interaktion und Geschlecht. In: Van Leeuwen-Turnovcová, J. et al. (eds.): Gender-Forschung in der Slawistik. Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 55.

- Kotthoff, Helga (2012): ‚Indexing gender‘ unter weiblichen Jugendlichen in privaten Telefongesprächen. In: Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (eds.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin/Boston, 251-286.
- Labov, William (2001): Principles of Language Change: Social Factors. Oxford.
- Lütkenhöner, Laura (2011): Hat Julia aufgrund ihres Vornamens Wettbewerbsvorteile gegenüber Ayse und Chantal? Ein Experiment auf dem Beziehungs-, Nachhilfe- und Wohnungsmarkt. In: Diskussionspapier des Instituts für Organisationsökonomik 2, 1–22.
- Lütkenhöner, Laura (2012) Wettbewerbsvorteile aufgrund des Vornamens? Feldexperimente auf dem Beziehungs-, Nachhilfe- und Wohnungsmarkt. In: Diskussionspapier des Instituts für Organisationsökonomik 12, 1–16.
- Mead, Georg Herbert (1974): Mind, Self and Society: from the Standpoint of a Social Behaviorist, Chicago.
- Mondorf, Britta (2004): Gender differences in English syntax. Tübingen.
- Mondorf, Britta (2005): Gender-Forschung in der Linguistik: Unerträgliches und Ertragreiches. In: Paderborner Universitätsreden 97, 3-39.
- Moosmüller, Sylvia (2002): Die Stimme. Ausdruck geschlechtlicher Individualität oder sozialer Aneignung? In: Baier, W./Wuketits, F. (eds.): Mann und Frau. Der Mensch als geschlechtliches Wesen. Graz, 118-132.
- Nübling, Damaris (2009): Von *Monika* zu *Mia*, von *Norbert* zu *Noah*: Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945 auf prosodisch-phonologischer Ebene. In: Beiträge zur Namenforschung 44/1, 67-110.
- Nübling, Damaris (2012): Von Elisabeth zu Lilly, von Klaus zu Nico: Zur Androgynisierung und Infantilisierung der Rufnamen von 1945 bis heute. In: Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (eds.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin/Boston, 319-357.
- Nübling, Damaris (2017a): Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich. In: Helmbrecht, Johannes/Nübling, Damaris/Schlücker, Barbara (eds.): Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23. Hamburg, 173–211.
- Nübling, Damaris (2017b): Beziehung überschreibt Geschlecht. Zu einem Genderindex von Ruf- und von Kosenamen. In: Linke, Angelika/Schröter, Juliane (eds.): Sprache und Beziehung. Berlin, Boston, 99–118.
- Oelkers, Susanne (2003): Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen. Frankfurt.
- Rollnik, Karina (2014): Personennamen in Zeitungstexten. Zum Zusammenhang von Referenzherstellung und Geschlecht. In: Debus, Friedhelm/Heuser, Rita/Nübling, Damaris (eds.): Linguistik der Familiennamen. Germanistische Linguistik 225–227. Hildesheim, 321-344.
- Shin, Kwang-Sook (1980): Schichtenspezifische Faktoren der Vornamengebung. Empirische Untersuchung der 1961 und 1976 in Heidelberg vergebenen Vornamen. Frankfurt.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (2013): Von der Öffnung der Zweigeschlechtlichkeit zur Öffnung des Namensrechts? In: SAS 31, 111–113.
- Schmuck, Mirjam (2017): Movierung weiblicher Familiennamen im Frühneuhochdeutschen und ihre heutigen Reflexe. In: Helmbrecht, Johannes/Nübling, Damaris/Schlücker, Barbara (eds.): Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23. Hamburg, 33-58.
- Schwitalla, Johannes (1995): Namen im Gespräch. In: Eichler, Ernst et al. (eds.): Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, Bd. 1. Berlin, New York, 498–504

- Schwitalla, Johannes (2010): Kommunikative Funktionen von Sprecher- und Adressatennamen in Gesprächen. In: Pepin, Nicolas/De Stefani, Elwys (eds.): Eigennamen in der gesprochenen Sprache. Tübingen, 179–199.
- Tannen, Deborah (1990): *You just don't understand: Women and men in conversation*. New York.
- Trudgill, Peter (1974): *Sociolinguistics: An introduction*. Harmondsworth.
- Utech, Ute (2011): *Rufname und soziale Schicht*. Hildesheim etc.
- West, Candace/Zimmerman, Don (1987): *Doing gender*. In: *Gender & Society* 1/2, 125-151.
- Wolffsohn, Michael/Brechenmacher, Thomas (1999): *Die Deutschen und ihre Vornamen*. Zürich.

